

FRIEDERIKE KÖPF
MIT BILDERN VON ANNE-KATHRIN BEHL

BABY OMA



Baby Oma

FRIEDERIKE KÖPF
MIT BILDERN VON ANNE-KATHRIN BEHL

BABY OMA



© 2017 by Klett Kinderbuch, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung & Illustrationen: Anne-Kathrin Behl

Druck & Bindung: Livonia print, Riga

Printed in Latvia

ISBN 978-3-95470-158-2

www.klett-kinderbuch.de

*Für dich & Minna
Für Schnuck und Holzäppeln*

ERSTES KAPITEL

Zweimal Nachwuchs ist mindestens einmal Nachwuchs zu viel

Eines Nachts wurde ich von einem Mordsgeräusch geweckt, das nicht wie gewohnt aus dem Kinderzimmer neben meinem Kinderzimmer, sondern aus dem Schlafzimmer über meinem Kinderzimmer kam. Es klang, als würde man eine Zwei-Zentner-Leiche in einer Truhe verstauen, so wie ich es einmal in einem Film, den ich nicht sehen durfte, gesehen habe. Seitdem denke ich mir immer Gruselstories aus, wenn irgendetwas Ungewöhnliches in meinem Leben geschieht, was Papa ein eindeutiges Zeichen dafür nennt, dass es sehr wohl einen Sinn hatte, dass ich den Film nicht sehen sollte.

Mir ist das egal, denn es macht mir Spaß, mich ein bisschen zu gruseln, solange es nicht zu gruselig wird, und das ist bisher noch nicht vorgekommen. Ich habe also zu Papa gesagt: „Sei froh, dass ich mich mit mir allein beschäftige“, was Papa eingesehen hat, denn er grinste mich versöhnlich an.

Auf das Mordsgeräusch hin war Bewegung in unserem Haus aufgekommen. Im Treppenhaus waren die Lichter angegangen, wie ich durch den Spalt unter der Tür sehen

konnte, und ich hörte Mamas aufgeregte Stimme, die zweimal „Carsten! Carsten!!!“, also meinen Vater, rief. Im nächsten Moment war dann auch schon das bekannte Mordsgebrüll aus dem Kinderzimmer neben meinem Kinderzimmer zu hören, von meinem kleinen Bruder Piet, der natürlich auch wach geworden war, weil er bei jedem Pups wach wird, sogar bei Pupsen, die sonst niemand hören kann.

Weil ich ein neugieriges Mädchen bin, wie Mama sagt, bin ich dann gleich im Nachthemd in das Treppenhaus gelaufen, ohne Hausschuhe (weil ich die wie immer vergessen habe), um herauszufinden, was los war.

Wie ich erfuhr, war Oma nicht gestorben, sondern nur aus dem Bett gefallen, und also war Oma auch nicht in einer Truhe verstaut worden, sondern sie war von Papa einfach wieder ins Bett gehievt worden, weil sie sich selber nicht mehr gut behelfen kann. Aber das war für Mama schon Aufregung genug – also Oma, die bei uns wohnte, nachdem Opa vor ein paar Wochen gestorben war und in einer Kiste verpackt und in der Erde vergraben worden war, einer Kiste, die man Sarg nennt und die so etwas ist wie ein ewiges Bett. Denn darin, sagt Papa, findet man seine ewige Ruhe.

Natürlich war ich mit auf der Beerdigung, denn ich habe Opa wirklich gern gehabt, auch wenn ich ihn nicht oft gesehen habe. Und ich musste auch weinen, wie Mama, obwohl ich nicht gerne vor anderen Leuten weine, *in aller Öffentlichkeit*, wie man sagt. Und die Öffentlichkeit war sehr groß gewesen an diesem Tag, denn Opa war ein beliebter Doktor gewesen, und alle seine Patienten waren da, die er gesund gemacht hatte, was ich ein bisschen ungerecht fand. Ich meine, ich fand ungerecht, dass Opa jetzt tot war, obwohl er ganz viele andere Leute gesund gemacht hatte. Als ich das Mama erzählte, drückte sie mich fest an sich und sagte: „Lumi, mein Schneestern, das ist das Leben.“ Ich fragte sie daraufhin, ob sie sich in ihrer Antwort nicht ein wenig geirrt hätte, denn es hätte vielleicht richtiger heißen müssen: Das ist der Tod. Aber Erwachsene wollen vor Kindern vom Tod möglichst nicht sprechen, hab ich den Eindruck. Sie sprechen davon nur, wenn es unvermeidlich ist, also in dem Fall, wenn jemand gestorben ist, den man selber gekannt hat, wie Opa, der der Papa von Mama war.

Auf der Beerdigung war also sehr viel Bewegung gewesen, und als wir alle in einer Reihe gestanden hatten, also Papa, Mama, Piet im Tragetuch, Oma im Rolli und ich, sagten alle betreten „Mein Beinleid“ zu uns, und ich fragte mich, wieso allen Leuten ihre Beine wehtaten, wenn Opa doch so ein

toller Doktor gewesen war. Als ich Papa antippte und ihn fragte, ob eine Beinseuche ausgebrochen sei und ich mich jetzt in Acht nehmen müsse, verstand er erst nicht, was ich von ihm wollte. Also musste ich es ihm noch einmal im Flüsterton erklären, bis Mama schon mit gerunzelter Stirn zu uns hinübersah.

Nach einer Ewigkeit begriff Papa endlich, was ich wissen wollte, und musste lachen. Er erklärte, dass es „Mein *Beileid*“ heißt, ohne „n“, und dass das bedeutet, dass alle mit uns zusammen traurig sind, und Mama sah schon wieder leicht genervt zu uns herüber. Ich kann es nicht ausstehen, wenn jemand über mich lacht, und war auch etwas beleidigt, weil ich mich insgeheim ein bisschen schämte, aber ich riss mich zusammen, denn schließlich war es ein trauriger



Anlass. „Tut mir leid, kann ja jedem mal passieren“, murmelte ich, denn das sage ich immer, wenn ich auf der Leitung gestanden habe.

Nachdem Opa unter der Erde war, gab es ein richtig tolles Kaffeetrinken und schon wieder kam ständig jemand an, und plötzlich ging es nicht mehr darum, was Opa für ein toller Doc gewesen war, sondern alle wollten unseren kleinen Pieti sehen. Und erst, nachdem ihn alle angetatscht und zuckersüß gefunden hatten, kamen sie auf mich zu, strichen mir über den Kopf und sagten: „Das ist also die kleine Wie-war-der-Name-noch-mal?“

Nach dem dritten „Wie war der Name noch mal?“ hatte ich mal wieder genug, denn ich hasse es, wenn jemand sich Gedanken über meinen Namen macht. Abgesehen davon, dass ich meinen Namen hasse, hasse ich es noch mehr, wenn Mama anfängt, voller Stolz die ganze Namens-Story zu erzählen, womit sie die Leute dazu bringt, ihren verlogenen Senf dazuzugeben. Meistens sagen die Leute dann „Ach, wie entzückend!“, obwohl ich mir sicher bin, dass sie im tiefsten Herzen denken, Mama tickt nicht ganz richtig! Verzeihung, sie denken natürlich: Emma tickt nicht ganz richtig!, denn Emma heißt meine Mutter, und das ist nicht der schlechteste Name, wie ich finde. Umso schlimmer!

Mama fing also an zu erzählen, zuerst, dass sie und Papa sich nicht einig werden konnten, und dann, was für ein D-e-s-a-s-t-e-r, das heißt so viel wie fürchterliche Katastrophe, es gewesen sei, „Lumi“ beim Jugendamt durchzuboxen, denn das Jugendamt ist dafür zuständig, wie jemand heißen darf. Seitdem bin ich auf das Jugendamt sauer, weil die zwar Namen wie „Whisky“ oder „Sputnik“ verbieten, aber „Lumi“ nicht.

Am sauersten aber bin ich auf Siri, die Mamas beste Freundin ist und aus Finnland kommt und Mama meinen Namen aufgeschwatzt hat, als sie im „Café Hundertwasser“ gesessen hatten, Mama mit mir im Bauch, zur Weihnachtszeit, und dicken heißen Kakao getrunken hatten (Mama ohne Rum und Siri garantiert mit). Und draußen war angeblich ganz wunderschöner Schnee gefallen und Siri soll bei diesem Anblick gesagt haben: „Weißt du, was Schnee auf Finnisch heißt?“ Und Mama, die angeblich den Schnee so furchtbar liebt wie ich Karamellschokolade, sagte: „Nee, weiß ich natürlich nicht.“

„Lumi“, sagte Siri, und dann sagte sie: „Das ist auch ein Mädchenname!“

Danach bekam ich diesen idiotischen Namen als „Arbeitstitel“, wie Mama es nannte, weil Papa noch nicht ganz überzeugt von ihrem Vorschlag war und weil sie wusste, dass

Papa über die Bezeichnung „Arbeitstitel“ lachen musste. Und wenn Papa über Mama lachen muss, dann ist sie auf der sicheren Seite.

„Na gut“, soll Papa in einer schwachen Stunde, nämlich, als bei Mama die Wehen einsetzten, gesagt haben, und wenn bei einer Frau die Wehen einsetzen, kann man ihr gar nichts mehr abschlagen. Also hat Papa gesagt: „Na gut, das Kind kann schließlich nicht Arbeitstitel heißen“, und deshalb heiße ich Lumi (und nicht „Marieke“, was Papas Idee war und was ich besser gefunden hätte).

Seitdem bin ich auch sauer auf Papa, dass er sich nicht durchgesetzt hat, aber egal, jetzt kann man es sowieso nicht mehr ändern.

Ich verkrümelte mich also, während die Gäste in der Küche über meinen Namen diskutierten, in den Gemeindesaal. Dort war ich noch nie gewesen, weil Mama und Papa nicht gerade oft in die Kirche gehen. Ich fand den Gemeindesaal ganz nett, denn ich stellte mir vor, wie gemein die ganzen Menschen in diesem Saal werden könnten und was für gemeine Dinge sie tun könnten, und ich fühlte mich schrecklich gemein.

Vielleicht hätte ich besser nicht so gemeine Gedanken denken sollen, das habe ich mir an diesem Tag noch ein paar Mal gesagt, denn plötzlich ging es leider los ...

Ich hatte Oma bis dahin ungefähr zehn Mal gesehen, schätze ich, denn ich bin neun Jahre alt, kann mich aber erst an die Zeit nach meinem vierten Geburtstag erinnern, und ich habe Oma und Opa immer nur zu Ostern und zu Weihnachten gesehen, weil sie ganz weit weg wohnen. Alles klar?

Ich wollte Oma also nur ein bisschen näher kennenlernen und bin deshalb zu ihr hinübergewandert, und es war überhaupt nicht meine Absicht gewesen, sie zu ärgern, auch wenn ich es ziemlich unanständig fand, wie Oma aß. Oma hielt die Sahnetorte in den Händen, wofür ich immer einen Anschiss kriege, und bei jedem Bissen blieb ein Batzen Sahne kleben, an der Nase, an den Wangen und an ihrem Kinn, an dem die Warze mit den vielen schwarzen Haaren ist. Aber niemand sagte etwas. Nur Mama kam einmal vorbei, nahm eine Serviette und tupfte vorsichtig an Omas Mund. Dann fing Pieti an zu brüllen, weil er wie immer trinken wollte, und Mama ging mit ihm hinaus.

Ich hatte wirklich nichts Böses vorgehabt, ganz im Gegenteil, ich wollte einfach ein bisschen nett zu Oma sein, weil sie in ihrem Rollstuhl ziemlich einsam aussah, klein wie ein zusammengeschrumpfter Luftballon, mit grauen Flatterhaaren und schwarzen Trauerklamotten. Also sagte ich: „Da

bist du bestimmt sehr traurig, dass der Opa nicht mehr über der Erde ist, was?“

Das war eindeutig die falsche Frage, das merkte ich aber leider erst an der Reaktion. Wie vom Blitz getroffen, sah Oma mich an. Dann musterte sie mich mit zusammengekniffenen Augen und rief mit einer schrillen Stimme, die so laut war, dass allen Trauergästen die Kuchenstücke im Hals stecken blieben und alle zu uns herübersahen: „Traurig?! Der hat doch nichts anderes verdient, der olle Miesepeter!“

Auch ich verschluckte mich vor Schreck und stotterte: „Ähm, tut mir leid“, und dann wurde ich ganz still, weil Oma nun, von null auf hundert sozusagen, ganz schrecklich zu schimpfen anfang.



„Sooo ein Gesicht hat der immer gezogen!“, schimpfte Oma und zog ein schreckliches Gesicht.

„Eine Liiiiieebste hat der sich angelacht, dieser Strolch!“, schimpfte Oma weiter. „Und mich die ganze Zeit alleingelassen! Elender Hundesohn, Nichtsnutz, Tunichtgut, Klappskopp, Mistkerl, Schweinehund!“

Wenn ich so viele Schimpfwörter auf einmal hintereinander sagen würde, würde Mama mir mein Taschengeld mindestens für den ganzen Monat streichen. Um uns herum wurde es totenstill und alle sahen zu Boden, so lange, bis Mama mit Piet aus dem Nebenraum kam und böse wurde.

„Was glotzt ihr denn so doof!“, schimpfte sie, und jetzt verstand ich gar nichts mehr. Vielleicht hatte Mama gar nicht mitbekommen, was geschehen war?

Doch, das musste sie, denn sie schaute gar nicht überrascht, als Oma grantig anfügte: „DER HALLODRI, wenn ich den erwische!“

Na, erwischen kann Oma den Opa jetzt nicht mehr, dachte ich für mich im Stillen, denn Opa war schließlich unter der Erde.

„Mama!“, sagte Mama jetzt ganz ruhig zu Oma. „Mama! Das ist Unsinn! Der Papa hat dich wirklich lieb gehabt und sich um dich gekümmert. Das hast du nur vergessen!“

Oma murmelte daraufhin etwas Unverständliches und ich fragte mich, wie man vergessen kann, wenn jemand einen lieb gehabt hatte.

Danach wendeten sich alle wieder ihrem Kuchen zu und alle taten so, als wäre nichts geschehen. Nur ich verspürte ein ziemlich ungutes Gefühl.

Das wurde am Abend nicht besser.

Am Abend hörte ich nämlich, wie meine Eltern diskutierten, Oma „mit ins Haus“ zu nehmen, und ich fragte mich eine Weile, was „mit ins Haus“ bedeuten sollte, bis ich begriff, dass von „unserem Haus“ die Rede war.

Ach du Schitti, dachte ich voll Panik, das kann ja heiter werden! Denn zweimal Nachwuchs ist mindestens einmal Nachwuchs zu viel. Vor allem, wenn beide Nachwüchse rumschreien und ein Riesentheater machen.

ZWEITES KAPITEL

Stroh im Kopf, Gold im Mund

Oma war also bei uns eingezogen und hatte die Rumpelkammer über meinem Zimmer bezogen, war in der ersten Nacht aus dem Bett gefallen und hatte sich einen Vorderzahn ausgeschlagen, was nicht sehr schön aussah, wie ich am nächsten Morgen beim Frühstück bemerkte.

Beim Frühstück passierte noch allerlei anderes, was ich sehr unschön fand, vor allem, weil Mama, Papa und Piet es völlig normal zu finden schienen, wobei Pieti natürlich alles normal fand, weil er zu klein war, um logisch zu denken.

Mama bestrich Oma ein Marmeladentoast, als ich wie immer mit meinem Schulrucksack in die Küche kam und mir das Glas mit den Smacks schnappte.

Soweit ich mich erinnere, sagte ich sogar recht freundlich „guten Morgen“, da sah mich Oma böse an und fragte: „Und was hat die hier verloren?“

Das traf mich dann schon ins Herz und am liebsten hätte ich sie zurückgefragt, was *sie* hier verloren hätte, denn schließlich lebte ich hier schon seit neun Jahren, auch wenn ich mich erst seit fünf Jahren daran erinnern konnte, während Oma erst seit einem Tag bei uns wohnte.

Mama übernahm für mich das Reden und ich wunderte mich, wieso sie zu Oma so freundlich war, wenn Oma zu mir so unfreundlich war.

„Mama, das ist Lumi, deine Enkelin“, sagte Mama und Oma sah sie skeptisch an: „Meine Enkelin?“

„Ja“, sagte Mama.

„Ich habe eine Enkelin?“, fragte Oma und dabei betonte sie das Wort Enkelin, als ob sie gerade etwas sehr Ekliges, so etwas wie einen überfahrenen Regenwurm nach drei Tagen Regenwetter, aussprechen würde, etwas, das sie am liebsten gar nicht haben wollte.

Langsam war ich wirklich beleidigt.

„Natürlich hast du eine Enkelin!“, sagte Papa in aller Seelenruhe und ich wunderte mich, weshalb selbst Papa so gelassen blieb.

„Und wie heißt die?“, fragte Oma schnippisch und sah Papa herausfordernd an.

Ehrlich gesagt, begann mich die Sache zu ärgern. Papa sagt immer, man soll die Menschen nicht mit „die da“ oder „der da“ betiteln, weil das unhöflich wäre, aber Oma schien sich darum nicht zu scheren.

„Lumi“, sagte ich genervt.

„LUMI?!“, fragte Oma und ihre Stimme klang jetzt so

schrill, als wäre mein Name nicht nur ungewöhnlich, sondern mehr als verboten. Und als ob das nicht genug Beleidigung wäre, fügte sie an: „Lumi kann man doch nicht heißen!“

Jetzt ging das also wieder los. Am liebsten hätte ich zu Oma gesagt, sie solle jetzt mal ganz schnell ihre Sachen packen und mit ihrem Rolli auf Nimmerwiedersehen davonrollern. Aber da ich niemanden verletzen wollte, vor allem Mama nicht, die mich irgendwie flehentlich ansah, sagte ich nur mit Nachdruck: „Doch, kann man, siehst du ja.“

Mama lächelte mich dankbar an und ich verließ schnell die Küche.

Im Davongehen hörte ich noch, wie Oma darauf beharrte: „Lumi ist doch gar kein Name!“ Dann hielt ich mir die Ohren zu, schnappte meinen Rucksack und war froh, dass ich endlich zur Schule gehen durfte, was für mich eigentlich untypisch ist. Auf dem Schulweg begann ich allerdings zu überlegen, ob ich Oma nicht sogar ein bisschen dankbar sein sollte, dass sie im Grunde meiner Meinung war. Das wollte ich aber nicht zugeben.

Am Nachmittag hörte ich von Oma nichts, was mich beruhigte und mir für eine Weile das Gefühl gab, dass sich bei

uns nichts verändert hatte außer dem Schreihals, der mein Bruder war und mir gestohlen bleiben konnte.

Zum Abendbrot durfte ich sogar fernsehen, was außergewöhnlich ist, denn normalerweise darf ich beim Abendbrot nicht fernsehen. Aber ich hütete mich davor, mich zu beschweren, weil ich natürlich gerne fernsehe und außerdem, weil Mama mit Oma in der Küche aß und sie sich über alte Zeiten unterhielten.

Am Abend kam Mama dann wie immer in mein Zimmer, um mir meine Gutenachtgeschichte zu erzählen, obwohl ich natürlich schon selber lesen kann (aber weil ich ohne Mamas Gutenachtgeschichten nicht gut einschlafen kann, bestehe ich darauf).

Diesmal sagte Mama, dass sie mir heute keine Geschichte erzählen würde, und ich wollte schon protestieren und fragte: „Du hast wohl wegen Pieti keine Nerven für mich?“, weil ich weiß, dass sie dann ein schlechtes Gewissen bekommt, was die Chancen erhöht, doch noch eine Geschichte erzählt zu bekommen.

Aber Mama sagte nur „nein“, heute wolle sie mit mir über Oma reden.

„Mmh“, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel und ich nicht wusste, ob es gut sein würde, über Oma zu reden.

„Bestimmt ist dir schon aufgefallen ...“, sagte Mama und machte eine lange Pause, in die ich platzte: „... dass Oma furchtbar schlechte Laune hat?“

„Ja, leider. Manchmal ...“, sagte Mama und es klang, als wolle sie noch etwas anderes sagen.

Da sie schwieg, nutzte ich dann doch die Gelegenheit, etwas zu fragen, was mir auf den Nägeln brannte.

„Hatte Opa wirklich eine Liebste?“, wollte ich wissen, denn Eine-Liebste-Haben ist etwas, was mich derzeit brennend interessiert.

„Nein, Opa hatte sicher keine Liebste“, sagte Mama lächelnd und schien mir sogar ein bisschen dankbar für meine



Frage zu sein, weil sie jetzt offenbar Worte fand, mir zu erklären, was sie mir erklären wollte.

„Aber Oma denkt, dass Opa eine Liebste hatte?“, fragte ich vorsichtig.

„Ja“, sagte Mama, „manchmal. Manchmal denkt sie das. Leider.“

„Und warum?“

„Weil ...“, seufzte Mama, „deine Oma eine Krankheit hat. Sie heißt Demenz.“

„Was ist denn das für eine komische Krankheit, bei der man manchmal denkt, dass jemand etwas hat, was er gar nicht hat?“, wollte ich wissen.

„Das ist leider so“, seufzte Mama weiter, „wenn das Gehirn im Alter nicht mehr richtig funktioniert.“

„Aha“, sagte ich, „Oma spinnt also.“

„Könnte man so sagen“, sagte Mama lächelnd, „auf jeden Fall kann Oma nichts dafür, dass sie jetzt manchmal seltsam ist. Auch wenn das für ihre Umwelt, also uns, vielleicht ein bisschen anstrengend ist.“

„Und warum muss sie dann hier wohnen?“, fragte ich.

„Weißt du, was ein Pflegeheim ist?“, wollte Mama wissen.

„Nein“, sagte ich, „eine Katzenpension?“

„Das ist ein Haus, wo fremde Leute Oma helfen würden“, sagte Mama und verzog dabei keine Miene.